



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zschalig, Heinrich: Volksdichtungen aus Capri

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und über ihre Wünsche hinsichtlich der Erwerbung der deutsch-südwestafrikanischen Diamanten zu informieren. Im Anschluß an eine Besichtigung der Schleifereien fand mit dreißig Firmenvertretern eine eingehende Beratung statt, in der der Unterstaatssekretär ein Bild gab von der Organisation der Verwaltung der deutschen Diamantenfelder und über die für sie maßgebenden Gesichtspunkte, während anderseits die Interessenten ihre Wünsche äußerten, die gegenüber der Diamantregie-Gesellschaft geltend zu machen seien. Diese Wünsche gingen besonders dahin, daß die deutschen Diamantschleifereien zu gleichen Bedingungen wie das Antwerpener Händler Syndikat die deutschen Steine von der Regie kaufen könnten; auch die Bildung eines deutschen Händler Syndikats an Stelle des belgischen wurde erörtert, wobei der Unterstaatssekretär eine wohlwollende Prüfung der Wünsche in Aussicht stellte. Sowohl die Regie wie das Reichskolonialamt wird mit der Syndikatsbildung einverstanden sein, wenn das Syndikat gewisse Verpflichtungen übernimmt, die für die Wahrung der Interessen der südwestafrikanischen Felder und des Reichsfiskus als unerläßlich bezeichnet werden. Im übrigen würden die bei einer Systemänderung etwa zu erwartenden Verkäufe der zweiten Hand einen Druck auf den Diamantenmarkt kaum ausüben, da einerseits der Zwischenhändler im Interesse seines Verdienstes auf Preise sehen muß und anderseits die Regie durch die ihr gesetzlich zustehende Befugnis zur Herbeiführung von Produktionsbeschränkungen sowie durch die Möglichkeit, Ware zu stapeln, in der Lage ist, Angebot und Nachfrage am deutschen Diamantenmarkt zwecks Sicherung des Preisniveaus dauernd zu regulieren.



Volksdichtungen aus Capri

Erstmalig aufgez eichnet und veröffentlicht von Prof. Dr. Heinrich Zschalig=Dresden



ollkommener und vielseitiger als in den alten Liedern*) spiegelt sich in den volkstümlichen Erzählungen, besonders in den Märchen und Sagen der Zauberinsel, die süditalienische Volksseele mit ihrer farbenfreudigen Phantasie, ihrem frischen Naturempfinden, ihrer kindlichen Weltanschauung, ihrem rücksichtslosen, oft sogar grausamen Rechtsgefühl. Und hierzu redet lauter und deutlicher zu uns auch die Seele der Landschaft mit ihren von Einsiedlern, Zauberern und Feen bewohnten Bergen, Tälern, verschwundenen Wäldern, volkreichen Städten, ärmlichen Hütten, schimmernden Marmorpalästen und dem von Sirenen belebten, überall vom Lande aus sichtbaren Meere. Treten uns in diesen Wundergeschichten und Legenden, und zumal in den hier ausgewählten Märchen, auch kaum wesentlich neue Erscheinungen entgegen, so vielfach doch gar seltsam umgewandelte, mit eigenartigen Zügen ausgestattete

*) Vgl. dazu den Beitrag in Heft 49.

und dadurch zuweilen überraschend neu wirkende Gestalten und Zustände, die den naiven Leser wie den wissenschaftlich vergleichenden Forscher anziehen und fesseln. Da glauben wir zunächst Goldmarie und Pechmarie oder Aschenbrödel lebhaftig vor uns zu sehen, bloß mit anderen Namen und verschiedener Umgebung. Plötzlich aber wechseln wie im Traume Personen und Umstände: Goldmariechen muß als Hirtin hinaus in den Wald, um beim Hüten zu spinnen; und die Kühe besorgen (auf welcher sinniger Beobachtung beruht nicht dieses doch vielleicht neue Motiv!) mit ihren Hörnern die sonst unausführbare Aschenpuddelarbeit. Schließlich wird sie zur Meerjungfrau, bis der Königssohn kommt und sie aus den Fesseln der Sirene befreit.

Doch möchten wir keineswegs vorgreifen und weiteres Vergleichen lieber dem Leser überlassen. Die deutsche Wiedergabe der Märchen habe ich, so gut ich vermochte, bei treuem Festhalten der ursprünglichen Form, auf den Grimmschen Volksmärchentexten zu stimmen versucht.

Die schöne Katharina.

Es war einmal ein Witwer. Der hatte eine sehr schöne Tochter. Die hieß Katharina. Und er nahm sich zur Frau eine Witwe, die eine häßliche Tochter mitbrachte. Und weil diese noch obendrein faul und schmutzig war, mochte niemand sie leiden. Nicht einmal ihren Namen beehrten die Leute zu wissen. Sie wurde nur „La brutta“ (das Scheusal) genannt. Die andere aber, die sich ebenso durch Tugend als Anmut auszeichnete, war weit und breit als die schöne Katharina bekannt. Und sie wurde von Tag zu Tag schöner, trotzdem sie als Aschenpuddel alle grobe Arbeit im Hause verrichten mußte und sonst noch allerlei Drangsal von ihrer bösen Stiefmutter erfuhr, die oft Unmögliches von ihr verlangte. Eines Tages wurde Katharina mit drei Rocken Flach in den Wald geschickt, wo sie die Kühe hüten und dabei bis zum Abend drei Strähne Garn spinnen sollte. Sie spann und spann, aber die Rocken wollten nicht leer und die Spulen nicht voll werden. Da wurde ihr hange, und sie fing an zu weinen. Ein ehrwürdiger Greis, der des Weges daherkam, grüßte sie freundlich und riet ihr, nachdem er die Ursache ihrer Tränen erfahren, die Spindeln auf die Hörner der Kühe zu stecken, die alsbald nun den ganzen Flach aufspannen und auch noch das Weifen besorgten.

Auf dem Heimwege sah Katharina unter einem großen Baume drei schöne Frauen. Die schliefen. Aber die Sonne, die schon schräg stand, schien ihnen gerade ins Gesicht, und der Schatten, den der Baum anfangs gespendet, war von ihnen gewichen.

Da schnitt das mitleidige Mädchen geschwind ein paar dicht belaubte Zweige vom Baume, breitete sie behutsam über die Schläferinnen und entfernte sich leise, ohne zu ahnen, daß es drei Feen waren, denen sie den Liebesdienst erwiesen hatte.

Wie die Feen erwachten, riefen sie die schöne Wohlthäterin zurück und schenkten ihr aus Dankbarkeit drei Wundergaben: Öffnete sie den Mund, um Gutes zu sagen, quollen Blumen hervor. Kämmte sie ihr seidenes Haar, rollten Perlen hernieder. Wusch sie ihre Hände, schwammen prächtige Fischlein, rote, blaue, grüne und goldene im Wasser.

Als nun Katharina mit dem tabellosen Garn nach Hause kam und außerdem noch so herrliche Geschenke mitbrachte, ärgerte sich die böshafte Stiefmutter im stillen, da sie keinen rechten Grund zum Schelten fand und all dies Glück nicht ihrem Liebling zuteil geworden war.

Gleich am nächsten Tage mußte nun die Faule frühzeitig mit drei noch größeren Glachsrocken in den Wald. Aber weil sie träge und ungeschickt war, wurde nichts fertig. Zuletzt stach sie sich gar noch in die Finger, daß dicke Blutstropfen hervorquollen. Und sie weinte vor Schmerz und Verdruß.

Da kam wieder des Weges daher der gute Alte und grüßte sie wohlwollend. Doch sie dankte ihm kaum. Und als er ihr riet, die Spindeln an die Hörner der Kühe zu stecken, schalt sie ihn einen Narren, sprang auf und ließ die Arbeit im Stich.

Auf dem Heimwege sah auch sie die drei Frauen im Sonnenbrand liegen. Aber anstatt sie mit schattigen Zweigen zu bedecken, lachte sie laut über die törichtesten Schläferinnen und ging weiter.

„Wart' nur ein wenig!“ riefen diese ihr nach. „Wir möchten dir doch auch ein Andenken mitgeben.“ Das war nun freilich kein schönes: wenn sie den Mund zu häßlicher Rede auftat oder ihr unsauberes Haar kämmt, kamen nur garstige Dinge zum Vorschein. Und wenn sie sich wusch, wurde das Wasser wie Tinte so schwarz. Und ihre Mutter wurde vor Zorn beinahe noch schwärzer und peinigte die unschuldige Katharina dafür um so ärger.

Eines Tages fuhr der Prinz durch die Stadt. Alle Leute wollten ihn sehen, und steckten die Köpfe aus den Häusern oder liefen auf die Straße und riefen: „Evviva!“, „Es lebe der Prinz!“

Die schöne Katharina schaute vom Fenster einer Schneiderin herab. Und als er vorüberfuhr und sie in den Hochruf der anderen einstimmte, fielen ihm die Blumen ihres Mundes gerade ins Gesicht, so daß er ganz beleidigt emporblickte und rief: „Wer wagt es, mich mit Blumen zu bewerfen, da ich es doch ausdrücklich verboten? Bin ich ein Harlekin?“

Er ließ die Schneiderin zu sich kommen, die nun nicht müde wurde, die Schönheit und die Wundergaben der erschrockenen Katharina zu rühmen. Und nachdem der Prinz sich bald selbst davon überzeugt hatte, erkor er sie zur Gemahlin.

Wie er sie aber in goldener Brautkarosse nach seinem Palaste abholen ließ, setzte sich auch die Stiefmutter mit ihrer häßlichen Tochter in den Wagen. Und als sie über eine Brücke fuhren, warfen sie die schöne Katharina ins Wasser, damit der Prinz nun die Häßliche heiraten sollte. Zum Glück aber wartete er damit noch ein Weilchen. Und Katharina war inzwischen eine Nixe der Meerfrau geworden, die sie aufgenommen hatte und ihr zwölf goldene Ketten um den Leib legen ließ. — —

In der Hauptstadt des Prinzen, der nunmehr als Kaiser regierte, lebte auch ein sehr kluger Hirt, der täglich seine Herde zur Meeresküste trieb, wo an sonnigen Tagen eine schöne Jungfrau emportauchte. Und hatte sie dort lächelnd ihr Haar gestrählt, verschwand sie wieder in den Wogen und ließ auf dem Sande Blumen und Perlen zurück.

Jedesmal, wenn der Hirt am Kaiserpalast vorbeikam, riefen seine Gänse und Puten:

„Qua, quarra, qua!
 Kommt schauen am Strande nah
 Die schöne Katharina!
 Als rechte Kaiserin ja
 Ist sie des Kaisers Wonne
 Und schöner als die Sonne.“

Der Kaiser, der sehr ungehalten war, dieses Geschnatter alle Tage vernehmen zu müssen, ließ den Hirten zu sich rufen und sprach: „Ich habe genug von dem Lärm, der mich täglich im Morgenschlaf stört und vom Regieren ablenkt. Könnte man wenigstens verstehen, was sie sagen!“

Da berichtete der Hirt getreulich, was das Quaquarra bedeute, und was er am Strande gesehen. Zum Beweise zeigte er die Blumen und Perlen, die er gefunden. Der Kaiser lauschte ihm staunend und ahnte, was heimlich geschehen war, und wie man ihn betrogen hatte. Er befahl dem Hirten, das nächste Mal die Nixe zu fragen, wie sie aus den Ketten der Meerfrau befreit werden könnte, um wieder zum Erdenleben zurückzukehren. Der Hirt tat, wie ihm befohlen.

„Um mich zu befreien,“ sagte die Schöne, „müssen zwölf starke Männer die zwölf goldenen Ketten mit zwölf scharfen Messern in einem Augenblicke durchhauen. Wenn das nicht gelingt, werde ich niemals erlöst.“

Am nächsten Morgen begab sich nun der Kaiser mit zwölf wehrhaften Rittern zum Strande, wo die Jungfrau sich sonnte. Auf seinen Befehl zogen die Ritter ihre Schwerter, und in einem Augenblicke fielen die Fesseln zu Boden und die Schöne war wieder zur Erdenjungfrau geworden. Der Kaiser gab ihr als Kleid seinen Mantel und führte sie als Gemahlin mit sich in seinen Palast. Die böse Stiefmutter aber und die ihrer würdige Tochter ließ er verbrennen.

Mit Recht (Con ragione).

Eine schöne Jungfer hatte zwölf Brüder. Und niemand begehrte sie zur Frau aus Furcht vor den Brüdern.

Endlich nahm sie einen, der ein wenig einfältig war. Aber bald genug bereute er seine Torheit; denn er wurde von der bösen Sieben gar übel behandelt. Während sie den ganzen Tag sich nur müßig herumtrieb oder vor der Tür saß und mit den Nachbarinnen klatschte oder lieber noch mit guten Freunden schmauste und scherzte, mußte er sich bei lärglichster Kost von früh bis spät im Weinberg plagen. Und wenn er vor Hunger und Müdigkeit einmal in der Arbeit nachließ oder gar zu klagen begann, erhielt er von den braven Brüdern, die sie herbeirief, noch obendrein eine Tracht Prügel.

Als er nun so eines Tages ganz trübselig zwischen den Mauern dahinschlief, begegnete ihm ein Mütterchen. Das grüßte ihn lächelnd und sprach: „Was fehlt dir, mein Sohn, warum bist du so traurig? Erzähle! Vielleicht kann ich dir helfen oder guten Rat geben.“

Da klagte er ihr nun all sein Leid.

„Sei ruhig, mein Sohn! Schon weiß ich ein treffliches Mittel. Wenn du morgen zum Feste gehst und jemand schöne Rohrstöcke feilbietet, so kaufe dir einen recht starken, schmücke ihn zierlich mit buntseidenen Bändern und schenke ihn dann deiner Frau! Und fragt sie, wie das Ding heißt, so antworte nur, Recht heißt

es. Und gibt sie dir dann wieder so wenig zu essen oder fängt an zu keifen, so prügte sie nur gehörig mit diesem Stöckel!"

Der Rat wurde befolgt und das Geschenk mit Freude und Bewunderung entgegengenommen. Als die Frau bald darauf aber die erste Tracht Prügel erhielt und ihren Brüdern heulend erzählte, wie ihr Mann sie geschlagen, und die Brüder fragten: womit, antwortete sie nur: „Mit Recht hat er mich geprügelt, mit Recht!“

„Nun, dann ist es ja gut und ganz in der Ordnung,“ sagten die Brüder und gingen.

Und von dem Tage an hatte der arme Mann Frieden.

* * *

Der meist kirchlichem Wunderglauben entsprossenen Legende nahe verwandt ist die vorwiegend im heidnischen Aberglauben wurzelnde Sage, der blütenreichste Wildling der Volksdichtung, auch in Capri, freilich wie alles Unkraut nur ganz im Verborgenen wuchernd. Denn der alte Aberglaube ist bei der gut kirchlichen Zucht der Bevölkerung und dem über sie durch die Ohrenbeichte ausgeübten Gewissenszwang scheinbar ganz verschwunden oder hat, äußerlich wenigstens, Gott wohlgefällige Formen angenommen. Er ist in den Dienst der Kirche getreten, die ihn sozusagen als Monopol ausnutzt. Glückbringende und gefahrabwendende Bräuche, wie sie z. B. unsere Landleute bei der Aussaat oder Ernte beobachten, sind daher in den Augen der strenggläubigen Capresen nicht nur sündhaft, sondern vor allem auch vollkommen überflüssig. Die Heiligen und ihre Siegelbewahrer, die Geistlichen, besorgen schon alles. An sie allein braucht man sich ja nur zu wenden, zumal an die Schutzheiligen der Insel, San Costanzo und St. Antonio, die Fluren, Menschen und Tiere beschützen. Ihre Ehrentage werden großartiger gefeiert als die drei höchsten Feste der Kirche, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, ähnlich auch der 8. September, der Tag von St. Andrea und Pasquale, den Beschützern der Fischer und Schiffer. Die Andreaskapelle steht darum auch nahe dem Strande an der „kleinen Marine“. Das Bild von Pasquale mit den ihm geweihten Schiffsmobellen befindet sich hoch oben am Monte Solaro in der meist verschlossenen, malerischen kleinen Einsiedlerkirche Santa Citrella.

Am glänzendsten sind die Umzüge zu Ehren des heiligen Konstanz, der zu seinem Tage, am 14. Mai, aus seiner alten Kirche an der Marina grande in festlicher Prozession unter Gesang, Glockenläuten und Böllerschüssen nach der Hauptkirche, dann durch die Hauptstraßen Capris und schließlich wieder zurückgebracht wird. Wenn der Heilige dabei lächelt — das tut er seltsamerweise nur, wenn die Sonne scheint —, darf man auf gut Wetter und gute Ernte hoffen. Sein jetziges Bild aus getriebenem Silber läßt ihn aber auch wirklich sehr würdig erscheinen, weniger wohl seine frühere Darstellung aus wurmförmigem Holz, wie ihn einst die Fischer an der großen Marine aufgesteckt und mit einer eigenen Kapelle bedacht haben, weil er ihnen auf dem Wege nach der Hauptkirche von Capri durch übernatürliches Schwerwerden zu verstehen gab, daß er nicht weiter wolle.

Der Schutzheilige von Anacapri ist der heilige Antonio. Sein Gedenktag, der 13. Juni, ist das größte Volksfest der Solaroortschaften, mit ähnlichen kirchlichen Umzügen wie die San Costanzos. Außerdem veranstaltet man mit St.

Antonio an den ersten drei Maitagen große Wittgänge durch alle Straßen und Fluren, soweit man die mit Wein, Obst- und Obstbäumen und zugleich mit Getreide, Lupinen, Bohnen, Erbsen, Kohl und Kartoffeln bepflanzten kleinen, terrassenartigen Erbfläckchen Fluren benennen kann. Zuweilen wird aber der heilige Antonio auch bei besonderen Heimsuchungen als Nothelfer aus seiner kirchlichen Beschaulichkeit herausgerissen. Als z. B. vor vier Jahren im Herbst große Trockenheit herrschte, wurde er zur Anrufung in der Hauptkirche ausgestellt, und sofort fiel der erbetene Regen. Und ein ähnliches Wunder vollbrachte er vor drei Jahren, als ein böserartiges Fieber viele Kinder dahinraffte.

So scheint alles Böse dem Bann der Kirche unterworfen und die fromme Capresenschar von aller unchristlichen Furcht und Zauberei befreit zu sein. Und doch, und doch: „In der Nacht kam der Feind und streute Unkraut zwischen den Weizen“. Ganz im Geheimen huldigt man zum Teil denselben alten Bräuchen wie unsere Landbevölkerung: Erbsen werden am Freitag geät, aber ja nicht bei zunehmendem oder vollem Monde (prima luna), weil sie dann immerzu nur blühen. Freitags darf man nicht scheuern. Bei gewissen Krankheiten, besonders der Augen, Zähne und des Magens, streicht und drückt man die betreffenden Körperteile, indem man gewisse Worte dabei murmelt. Die Augen streicht man, um sie vor Erkrankung zu bewahren, gern mit frischgelegten, noch warmen Eiern. Ein gut Stück unausrottbares Heidentum wuchert also doch noch hier und da in der Seele des Volkes.

Und nun erst alle die Grotten und Höhlen, die unheimlichen Winkel und Schluchten, die Felszacken und Mauerwerke, letztere zum Teil noch aus der Zeit der Griechen und Römer! Sollten sie so ganz unbewohnt sein? fragte ich mich oft und erfuhr denn schließlich auch, daß meine Vermutungen, die man füglich als schon erworbenes Wissen bestätigte, richtig waren. So erfuhr ich zunächst, daß die kleine Antonioskapelle an der antiken Treppe von der großen Marine nach Anacapri (die mir immer schon verdächtig vorgekommen) nach dem Volksglauben nur gegen dort hausende böshafte Geister, die manchmal sogar mit Steinen geworfen haben sollen, errichtet worden sei. In Wirklichkeit wurde sie, da etwas Wahres ja immer an dergleichen Geschichten ist, von einem in Amerika reich gewordenen Anacapresen erbaut, um bei dem Heiligen Schutz gegen die Gefahr der manchmal vom Barbarossafelsen herabrollenden Steine zu suchen. Außerdem aber erzählt man sich von allerlei männlichen und weiblichen Gestalten, die zu mitternächtlicher Weile Kisten, Körbe, Säcke usw. die Treppe hinaustrugen, möglicherweise Schmuggler, die sich diese Sage zum ungestörten Betrieb ihres ungesetzlichen Gewerbes zunutze machten. Doch will man auch noch ganz anderen Erscheinungen begegnet sein, z. B. einmal einer Henne, deren Küchlein im Mondschein wie goldene Eier erglänzten. Ein Mann verfolgte sie, blieb aber zum Glück einige Schritte vor dem Abgrunde noch stehen, wo die Verfolgten verschwanden.

Auch am Tiberiusberge haben sich ehemals dergleichen Gespenster gezeigt, sogar einmal so zahlreich und gefahrdrohend, daß die Geistlichkeit vor etwa dreißig Jahren eine Prozession dagegen veranstaltet haben soll. Ein junger Geistlicher, den ich befragte, bestritt es zwar, aber das Volk hält daran fest. Auch in Sizilien sind, wie Dr. Rumpelt in seinem Buche „Sizilien und die Sizilianer“ berichtet, derartige Geisterbeschwörungen bezeugt und sogar heutzutage noch üblich. Allgemein

fürchtet man auch in Capri — wie überall in Italien — selbst die Gebildeten, den bösen Blick (*malocchio*), d. h. die manchen Menschen verliehene Kraft, vermöge übelwollender oder neidischer Blicke und gelegentlich noch dabei gesprochener Worte anderen Leuten oder ihrem Eigentum zu schaden. In Süditalien nennt man eine solche Person „gettatore“, Blickwerfer, und die Beherzung „gettatura“.

Die schon im Altertum als Schutzmittel gebrauchten Amulette, Formeln und Handlungen (Ausspucken und gewisse Geberden) haben sich mit merkwürdiger Beharrlichkeit in der Hauptsache bis heute erhalten, besonders das vom griechisch-römischen „fascinum“ abstammende Hörnchen, das in den verschiedensten Ausführungen (aus Korallen, Perlmutter, Silber, Gold usw.) gleichzeitig als Schmuck an der Uhr- oder Halskette getragen wird.

Einer der namhaftesten Folkloristen Italiens, Professor Giuseppe Bellucci in Perugia, der mir übrigens auch meine anderweitigen Beobachtungen und Aufzeichnungen bestätigte, besitzt in seinen bedeutenden, historisch geordneten Sammlungen mehrere Tausend sehr verschiedenartige Amulette, von denen viele namentlich gegen den bösen Blick und Hexenglauben, außerdem aber auch gegen unheil-drohende Naturgewalten, wie Blitz und Hagel, oder als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten und als glückbringende Anhängsel schon seit Jahrtausenden betrachtet und gebraucht werden. Sehr bezeichnend ist es doch, daß bei einigen Meistern der Malerschulen von Siena und Perugia sogar das Christuskind den schützenden Korallenzweig am Halse trägt. In Capri werden sie heute noch den leider meist verständnislosen Fremden von wohlwollenden Korallenverkäuferinnen oft vergeblich angeboten.*)

Sogar zum Schutze für das Vieh verwendet man Hörner, natürlich viel größere, weithin sichtbare. Während man an den Stalltüren, wie auch hier zu Lande, oft Hufeisen bemerkt, so in Capri und Anacapri außerdem noch unter der Dachdecke über dem Stalle einiger abseits stehender Häuser ein paar Ochsen- oder Kuhhörner, die der Fremde, der davon keine Ahnung hat, kaum bemerkt.

Nicht weniger gefürchtet waren die eigentlichen Hexen, die oft in Abwesenheit der Eltern in die Häuser eindringen und kleine Kinder zu Krüppeln machten. Daher wohl auch der italienische Name *Strega* (von griechisch-lateinisch *striga*, aus *strix*), bei den Alten ein sagenhafter Nachtvogel, der den Kindern, wie auch der Vampir, in der Wiege das Blut aussaugte und dafür Gift einflößte. Andererseits zeigten sich die Hexen dankbar, wenn man ihnen Gutes erwies, oder harmlos, wenn man sie in Ruhe ließ und namentlich in ihren nächtlichen Vergnügungsfahrten nicht störte; feindlich und rachsüchtig bloß, wenn man sie verfolgte und mißhandelte. Sie setzten sich gern auf Nußbäume, die darum gemieden werden. Früher haufte wohl manche *Strega* auch in Capri, jetzt nur noch in den benachbarten Gegenden, besonders in Sizilien, von wo sie, durch die Luft fliegend, (daher auch „*inaria*“ genannt), oft in großen Scharen nach den nördlichen Inseln *Saschia* und *Procida* zogen, mehr aber nach dem Festlande, besonders Benevento, dem ursprünglichen Maleventum, das für Italien eine Art Bloßberg zu bedeuten scheint, zumal seine fruchtbaren Berghänge reich an großen, sagenberühmten

*) Eine lehrreiche Zusammenstellung solch phantastischer Heilmittel befand sich in der historischen Abteilung der Dresdner Hygiene-Ausstellung.

Nußbäumen sind, deren im Lande sehr begehrte Früchte vielfach drei Nächte zeigen.

Ein alter Seemann an der Großen Marine soll nachts in den Wolken ganze Scharen von Hexen gesehen haben, was man wohl begreifen kann, wenn man einmal eine richtige Schirokko-Sturmnacht auf Capri erlebt hat und sich dabei an den Wetterzauber der Hexen im germanischen Volksglauben erinnert, wie ich ihn z. B. noch in Heiligenblut vorgefunden, wo die Hexen am Fuße des Pasterze-geleitschers Hagelwetter bereiten, entsprechend der auch bei uns noch hier und da verbreiteten Redensart vom „Schloßenquirlen“ der alten bösen Weiber nach dem Tode. Zuweilen sind aber solche Wolken in Capri auch am Tage gesehen worden. Man kann die „Snaria“ zum Herniedersteigen zwingen, wenn man laut ruft: „Verbbun cale fatt' mest“. Diese scheinbar einer ganz unbekanntem Sprache entlehnten Worte sind aber schließlich nur verderbtes Meßlatein aus dem Anfang des Johannes - Evangeliums: „Verbum caro factum est“. Freilich büßen die Luftfahrenden beim Herniedersturz, der auch durch Glockengeläut beim Fliegen über eine Kirche verursacht werden kann, das Leben ein. Bekanntlich wurden die Glocken bei den deutschen Hexen „bellende Gunde“ genannt.

„Sopra acqua e sopra vento,
sopra la nocte di Benevento!“

(Auf dem Wasser und auf dem Winde
Zum Nußbaum von Benevento geschwinde“)

riefen sie, wenn sie sich eingesalbt hatten und die Luftstreife antraten.

Schlimmer ging es einst dem Ehemann einer Snaria, der diese Worte nicht ganz richtig verstanden hatte. Er hatte nämlich nachts wiederholt die Abwesenheit seiner Frau bemerkt und schließlich einmal beobachtet, wie sie aufstand, ein Fläschchen aus dem Wandschrank nahm, sich mit der darin befindlichen Flüssigkeit bestrich, dann auf den Altan trat und zum Besen greifend sich den schreiend vorüberziehenden Gefährtinnen anschloß, indem sie laut rief:

„Sopra acqua e sopra vento,
sopra la nocte di Menuvento“

(oder richtig capresisch Minuvengo = Benevento.)

Der Mann, der ihr aus Neugierde folgen wollte, traf dieselben Vorbereitungen, rief aber: „Sotto acqua e vento“, d. h. „Unter Wasser und Wind!“ und wurde nun unbarmherzig durch Dick und Dünn, Dornen und Disteln am Boden hingeschleift. Er kehrte vor seiner Frau zurück, sagte ihr aber nichts, sondern füllte nur heimlich das Fläschchen mit Wasser. Als sie dann in der folgenden Nacht wieder mitreiten wollte, stürzte sie zur Erde nieder und starb.

Manchmal galten diese nächtlichen Besuche auch bloß den zum Korallenfischen fernweilenden Männern, denen sie allerlei Schlimmes zutrauten. Einmal wurde dabei eine solche Spürhexe von gerechter Strafe ereilt. Sie fand ihren Mann in fröhlicher Gesellschaft beim Abendessen, schlich als Raze in die Wirtsstube, bekam aber statt Fleisch nur eine glühende Kohle zu kosten. Wie der Mann nach einiger Zeit nach Hause kam, sah er am verbrannten Munde seiner Frau, wer die Raze gewesen war.

Ein beliebter großer Hexentanzplatz befand sich am Wege zum Tiberio hinter der kleinen Kirche San Michele, ist aber, weil jetzt vollständig mit Rasen bedeckt,

kaum noch aufzufinden. Dort sah einst ein spät nachts heimkehrender Contadino eine ganze Schar lustiger Frauen, denen er nun bis Sonnenaufgang Musik machen, d. h. das Tamburin zum Tanze schlagen mußte. Nach einer anderen Quelle mußte ein Fischer sogar selbst mittanzen und singen. Er kam von der Kleinen Marine herauf und traf ein solches Hexentanzchor da, wo die Straße von einer Marine zur anderen und von Capri und Anacapri sich kreuzen, und wo früher auch ein umfangreicher öffentlicher Aro gewesen sein soll. — Als er nach längerer rastloser Teilnahme schließlich aufhören wollte und die Schönen ihm zuriefen: „Balla e canta!“ („Tanze und singe!“), antwortete er ganz erschöpft:

„Cantare! cantaraccio,
E cantare non posso chiu.
Si questa notte nu bone me viene,
A guarda fuore di notte
Non sortero chiu.“

„Ja, singen! Wohl hab' ich gesungen,
Und singen kann ich nicht mehr.
Wenn diese Nacht mir Gutes nicht bringt,
Werde ich künftig nachts mich hüten
Aus dem Hause zu gehen.“

Sehr bezeichnende Worte, die uns beweisen, wie früher beim Tanzen gesungen wurde!

Außer den somit in mannigfacher Gestalt auftretenden Hexen, die aber als Menschen ihre Verwandlungskünste nur dem Teufel, ihrem Oberherrn, verdanken, gibt oder gab es nun aber auch noch allerlei in Menschen- und Tiergestalt erscheinende Vertreter der eigentlichen Geisterwelt, echt mythische Gesellen der heidnischen Vorzeit, und zwischen beiden das unglückliche männliche Wechselwesen des Wermolfs (lupo mannaro), der nur zu gewissen Zeiten nachts auf allen Bieren durch die engen Seitengassen von Capri und in die Häuser schlich, um Schlafende zu überfallen. Wollte man sich vor ihm schützen, mußte man einen Eimer Wasser vor die Kammertür setzen. Stach man ihn mit einer Nadel ins Rückgrat, wurde er wieder Mensch.

Ebenfalls auf einer Mittelstufe des Geisterreiches stehen die Seelen der Toten, namentlich der eines unnatürlichen Todes verstorbenen, deren unheimlich nächtliches Erscheinen gefürchtet wird. Sogar von Geistermessen in der Hauptkirche und Geisterprozessionen nach Anacapri, wobei Menschenknochen als leuchtende Kerzen getragen werden, weiß man zu erzählen.

Von mythischen Tieren hat man besonders Hunde mit feurigen Augen, gelegentlich aber auf einer der ältesten treppenartigen Römerstraßen auch ein gewaltiges Roß mit Reiter gesehen.

Der Teufel, nach katholischem Volksglauben der Herrscher aller Dämonen, erscheint zuweilen selbst auch, z. B. einmal als Einsiedler, der sich als Belohnung für seinen Beistand die Seele eines Armen mit Blut verschreiben läßt.

Den sogenannten halbmythischen Wesen oder Elementar- und Erdgeistern gehören wohl die in den Grotten des San Michele und der Großen Marine hausenden, zum Hüten der dort verborgenen Schätze berufenen Schreckgestalten.

In der Grotte des Castello ist es allerdings ein lesender Mönch, dem man erst das Buch zuklappen und die Kerzen ausblasen muß, ehe man zum Schatze gelangt.

Dem Geschlechte der Zwerge und Hausgeister zugehörig, etwa unseren Heinzelmännchen nahestehend, erscheint in Anacapri der gute Ambriano, der einer armen Frau nachts die am Webstuhl angefangene Arbeit vollendet.

Endlich gesellen sich zu den geizigen Erd- und gütigen Hausgeistern auch noch hilfreiche Wasser- und Brunnennymphen, deren Vorhandensein mir ebenfalls in Anacapri verbürgt wurde: Eine arme Alte wußte einst nicht mehr, woher sie die Miete bezahlen sollte. Da fand sie eines Tages beim Wasserschöpfen ein Goldstück im emporgezogenen Eimer. Das ging eine Weile so fort, bis die habgierige Wirtin, die gern das Geschäft selbst übernehmen wollte, ihr kündigte. Als sie zum letzten Male Wasser schöpfte, hob sie einen großen goldenen Apfel mit aus dem Brunnen empor, und eine Stimme rief aus der Tiefe: „Bello, bello, bello regalo! Jo ti do un buon ricordo!“ (Schönes, schönes, schönes Geschenk! Nimm es von mir als gutes Andenken!)

Auch mir schien am Ende meiner Sammelarbeit eine Stimme aus der Tiefe der Volksseele zu rufen: „Nimm, was du gefunden, und bring es deinem — und meinem Volke!“



Dichterwerke in neuem Gewande

Von Heinz Amelung-Friedenau



Die hundertjährige Wiederkehr von Kleists Todestag hat uns nicht nur eine unübersehbare Flut von Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen gebracht, sondern auch eine große Zahl mehr oder minder wertvoller Bücher. (Vgl. das Referat über die neuere Kleist-Literatur in Heft 49 der Grenzboten, Seite 510.) Daß sich in anderthalb Jahren der Geburtstag Friedrich Hebbels zum hundertsten Male jähren wird, macht sich bereits bemerkbar, aber bis jetzt in durchaus erfreulicher Weise. Zwei große Ausgaben des lange verkannten, heute aber so kritiklos gelobten Dichters, daß sich mancherorts Widerspruch dagegen erhebt, treten auf den Plan: in dritter Auflage beginnt die bewährte, vortreffliche historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, Tagebücher und Briefe Hebbels, die glänzende Leistung Richard Werners, als „Säkular-Ausgabe“ zu erscheinen (W. Behrs Verlag zu Berlin, bis jetzt drei Bände); daneben stellt sich nun eine zweite, von Paul Bornstein besorgte Gesamtausgabe, die sich den Klassikerausgaben des rührigen und kräftig aufblühenden Verlags von Georg Müller in München würdig anschließt. Die beiden Ausgaben wollen nicht miteinander konkurrieren; denn die Anordnung ist in ihnen völlig verschieden. Werner hat an der alten Einteilung festgehalten, natürlich aber berücksichtigt er in seinen klaren und knappen Einführungen die neuen Ergebnisse der Forschung. Bornstein dagegen bringt die Werke in chronologischer Reihenfolge und fügt in jedem Bande zu den Dichtungen die dazu gehörigen bedeutsamen Briefe und Eintragungen der Tagebücher. Auch Briefe an